

Osnabrücker Jahrbuch  
Frieden und Wissenschaft  
VI / 1999

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 1998
- MUSICA PRO PACE 1998
- BEITRÄGE ZUM SCHWERPUNKTTHEMA:  
ZUSAMMENPRALL DER KULTUREN IM  
ZEICHEN DER GLOBALISIERUNG?

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der  
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der  
Universität Osnabrück

Universitätsverlag Rasch Osnabrück

# Inhalt

|                                   |   |
|-----------------------------------|---|
| Vorwort der Herausgeber . . . . . | 7 |
| Editorial . . . . .               | 9 |

## I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 1998

|   |    |
|---|----|
| Udo Steinbach, Hamburg<br><i>Islam und der Westen. Zukunft im Zeichen friedlichen<br/>Zusammenlebens?</i> . . . . . | 15 |
|---|----|

|   |    |
|---|----|
| Rita Süssmuth, Bonn<br><i>150 Jahre nach 1848 – Herausforderungen für die parlamentarische<br/>Demokratie</i> . . . . . | 37 |
|---|----|

|   |    |
|---|----|
| Podiumsdiskussion<br><i>Angst vor dem Fremden: Die ›Einheimischen‹ und die ›Anderen‹</i><br>Cornelie Sonntag-Wolgast, Günther Beckstein, Cem Özdemir,<br>Peter Graf . . . . . | 49 |
|---|----|

|   |    |
|---|----|
| Wilhelm Heitmeyer, Bielefeld<br><i>Freigesetzte Gewalt – Sozialisation zwischen Desintegration<br/>und Nutzenkalkül</i> . . . . . | 67 |
|---|----|

|  |    |
|--|----|
| Dieter Chenaux-Repond, Bonn<br><i>»Europa sieht Deutschland«: Hat der Westfälische Friede<br/>das Europa von heute vorgeprägt?</i> . . . . . | 79 |
|--|----|

|   |    |
|---|----|
| Podiumsdiskussion<br><i>Kritischer Dialog oder Konfrontation mit islamistischen Staaten<br/>und Bewegungen?</i><br>Henry Kissinger, Johannes Rau, Sabine Christiansen . . . . . | 89 |
|---|----|

|  |     |
|--|-----|
| <i>»Ist die Integration von türkischen Mitbürgern in Deutschland geschei-<br/>tert?« – Publikumsfragen an Henry Kissinger und Johannes Rau . . . . .</i> | 104 |
|--|-----|

## II. MUSICA PRO PACE – 25. OKTOBER 1998

|   |     |
|---|-----|
| Stefan Hanheide, Osnabrück<br><i>›Friedensseufftzer und Jubelgeschrey‹ –<br/>Kriegsklagen und Friedensfeiernmusik um 1648</i> . . . . . | 111 |
|---|-----|

### III. BEITRÄGE ZUM SCHWERPUNKTHEMA:

#### *Zusammenprall der Kulturen im Zeichen der Globalisierung?*

Cornelia Schmalz-Jacobsen, Berlin

*Einwanderung und Gemeinsinn: Von der selbstbewußten offenen Gesellschaft* . . . . . 131

Dieter Kramer, Frankfurt a.M.

*Kulturelle Vielfalt ist eine notwendige Struktur menschlicher Vergemeinschaftung* . . . . . 143

Jost Halfmann, Dresden

*Können Kulturen zusammenprallen? Die Theorie der Weltgesellschaft und der »clash of civilizations«*. . . . . 157

Bassam Tibi, Göttingen / Harvard

*Friede im Nahen Osten im Lichte einer Vergegenwärtigung des Westfälischen Friedens* . . . . . 175

Moshe Zuckermann, Tel Aviv / Berlin

*Antisemitismus, Zionismus und Assimilation* . . . . . 187

Mohssen Massarrat, Osnabrück

*Islamischer Orient und christlicher Okzident: Gegenseitige Feindbilder und Perspektiven einer Kultur des Friedens* . . . . . 197

Michael Bommers, Osnabrück

*Multikulturalität und Transnationalismus: Über die nachlassende Integrationskraft des nationalen Wohlfahrtsstaates* . . . . . 213

### IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren . . . . . 231

Abbildungsnachweis . . . . . 236

Dieter Kramer, Frankfurt a.M.

## Kulturelle Vielfalt ist eine notwendige Struktur menschlicher Vergemeinschaftung

I. *Die Ethnologen und die kulturelle Differenz* – Heute fürchten Menschen und Staaten sich vor einer wachsenden Zahl ethnischer Konflikte. 3.000 verschiedene Sprachen, 12.000 Dialekte gibt es schätzungsweise auf der Erde. 10.000 verschiedene Gesellschaften, die in etwa 200 Staaten leben, nimmt der Bericht *Unsere kreative Vielfalt* der »Weltkommission Kultur und Entwicklung« (Pérez de Cuéllar-Bericht) von 1996 an.<sup>1</sup> Von 3.000 bis 5.000 distinkten Ethnien auf der Welt kann man ausgehen, 600 von ihnen bilden die größeren aktuellen oder potentiellen Nationalstaaten. Aber es gibt auch weitere an die 230 Minderheiten mit mindestens 100.000 Angehörigen, die eigene Staaten bilden wollen (könnten). Und weil Ethnien dynamische Gebilde sind – eine zentrale Annahme moderner ethnologischer Theorie –, können jederzeit neue Völkerspitter auf die Idee kommen, sich als eigene Ethnie zu konstituieren und Selbstbestimmung zu verlangen – üblicherweise ein konfliktreicher Prozeß.

Das verdeutlicht, wie wichtig der Umgang mit der Vielfalt von Ethnizität, Religion, Kultur und Lebensstilen im Inneren wie im Äußeren der Staaten für die Friedensfähigkeit ist. Drei Aspekte sind mir dabei besonders wichtig:

1. Vielfalt, auch die kulturelle, ist ein ubiquitäres und anscheinend lebensnotwendiges Prinzip; Friedensfähigkeit ist daher *nicht* durch die *Reduktion* von Vielfalt zu gewinnen.
2. Kulturelle Vielfalt auch innerhalb eines Territoriums ist, historisch gesehen, ein Normalzustand. Mit Vielfalt läßt sich um so leichter umgehen und leben, ohne daß daraus zerstörerische kriegerische Konflikte entstehen, je weniger die kulturellen Besonderheiten für machtpolitische oder ökonomische Ziele jenseits der Kultur instrumentalisiert werden.
3. Kulturelle Vielfalt kann, weltweit gesehen, darüber hinaus die Chance zum Frieden verbessern, weil sie eine bedeutende *Ressource* für Zukunftsfähigkeit und für die Gestaltung von Nachhaltigkeit ist.

»Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen«, formulierte schon *Friedrich Schiller*.<sup>2</sup> Das Handeln des instinktlofen Menschen ist darauf angewiesen, Kontingenz durch kulturelle bzw. kulturspezifische Standards zu *reduzieren*: Um sich in der Vielfalt seiner Handlungsmöglichkeiten zu orientieren, bedürfen die Menschen eines handlungsleitenden Systems, das sie in den Werten und Standards ihrer Kultur finden. Vergesellschaftung ist nur im Rahmen und in Gestalt einer spezifischen Kultur realisierbar.

Ethnizität als kulturelle Differenzierung ist ein »universelles Muster menschlicher Interaktion«: »Ethnische Gruppen sind generationenübergreifende Lebensgemeinschaften, die aufgrund von selbst-, aber auch fremd zugeschriebenen Traditionen ein sie von anderen gleichen Lebensgemeinschaften unterscheidendes Selbstverständnis aufweisen.« (*Erwin Orywal*).<sup>3</sup> Die konkreten Gestaltungen von Lebensweise und Wertsystemen, mit denen diese Unterschiede sich manifestieren, bilden die Kultur.

Kultur als der »bedeutungstiftende Rahmen, in welchem die Menschen ihre Überzeugungen, Solidaritäten und ihr Selbst leben und gestalten, und als eine ordnende Kraft in den Fragen menschlichen Zusammenlebens« (*Clifford Geertz*)<sup>4</sup> ist kein bloß unselbständiger ›Überbau‹, abhängig von Ökonomie, Biologie oder Geographie. Keine Kultur bildet ihre Lebenswelt in ihren Strukturen einfach ab; keine Kultur folgt *nur* den Notwendigkeiten ihres geographischen, politischen und historischen Umfeldes. Jede Kultur gründet in der Auswahl aus einer zwar nicht beliebig großen, aber relevanten Anzahl von Möglichkeiten. Sie ist die spezifische Prägung, das eigentümliche Symbolsystem, mit dem Menschen ihrer Lebensweise gestalten. Die Fähigkeit der Menschen, die unterschiedlichsten Nischen der Lebenswelt erfolgreich zu besetzen, ist mit ihrer Fähigkeit der kulturellen Differenzierung untrennbar verbunden.

Erfrischend ist die Nüchternheit, mit der ein Autor wie *Eric J. Hobsbawm* unbelastet von völkischen Wissenschaftstraditionen mit der kulturellen Besonderheit umgehen kann. Er schreibt: »Menschen haben sich seit jeher als Mitglieder einer ›Wir‹-Gemeinschaft definiert im Unterschied (und zumeist im Gegensatz) zu den anderen ›Sie‹-Gemeinschaften, und daran wird sich wohl in absehbarer Zukunft nichts ändern.«<sup>5</sup> Der Ethno-Psychologe *Mario Erdheim* macht aufmerksam auf das, was auch den amerikanischen Anthropologen 1947 in ihrer Stellungnahme zur geplanten UN-Menschenrechtsdeklaration<sup>6</sup> selbstverständlich war: Individuen entfalten sich im Rahmen ihrer Kultur und Gruppe; es ist »die kulturelle Identität zur Orientierung in Gesellschaft und Geschichte ebenso wichtig [...] wie die Geschlechtsidentität.« Das Ethnische kann man »zwar zerstören, man unterbindet damit aber auch die Entwicklung von wichtigen sozialen Fähigkeiten, nämlich eine über das einzelne Subjekt hinausreichende Beziehung zu Raum und Zeit, zu Umwelt und Geschichte herzustellen.«<sup>7</sup>

Zwischen Individuum und Gruppe besteht allerdings unvermeidlich ein Spannungsverhältnis. Gruppen, Nationen oder Kulturen sind keine geschlossenen Gebilde. Auf sozialer oder geschlechts- und altersspezifischer Ebene ist keine Kultur homogen. Einerseits sind die Sicherheit und Zukunftsfähigkeit der fragilen Gebilde von Gruppen, ohne die auch das Individuum keine Chance hat, in ebenso fragilen lebensweltlichen Systemen über Zeit und Raum nur zu erhalten mit Hilfe von Kultur und Enkulturation in die Gemeinsamkeit der Anstrengungen einer Gruppe beim Naturstoffwechsel und

bei der sozialen Sicherung. Daher läßt sich sagen, daß Individualität nur im Rahmen und in den Ausdrucksformen einer Kultur entwickelt werden kann.

Aber umgekehrt läßt sich auch sagen: Eine Gruppe, Gesellschaft oder Kultur ist auf Dauer nur überlebensfähig, wenn die Individuen sich als Individuen *freiwillig* und in Anerkennung der durch die Vergesellschaftung erbrachten positiven Beiträge für Sicherung und Qualität ihres individuellen Lebens zu dieser Gemeinschaft bekennen, wenn die ›Akzeptanz‹ gesichert ist. Und: Eine Gruppe bedarf des Innovationspotentials kreativer Individuen, die sich mit wechselnden und veränderten Rahmenbedingungen auseinandersetzen können und in ergebnisoffenen Suchbewegungen die Chancen neuer Möglichkeiten ausloten und mit Anregungen von außen schöpferisch umgehen.

Das ist von Bedeutung für die Menschenrechte, die nicht ohne ihren kulturellen Kontext existieren (und definiert werden) können. Ihre Formulierung hängt auch in Europa mit konkreten historischen Verletzungs- und Unrechts-erfahrungen zusammen, auf die sich ihre Normen beziehen. Damit sind sie grundsätzlich offen für unterschiedliche kulturspezifische Akzentuierungen. Die Formulierung des menschenrechtlich notwendigen *Minimums* kann in der modernen Weltgemeinschaft sinnvollerweise nur als ein Prozeß verstanden werden. In seinem Verlauf *können* die kollektiven Rechte der traditionellen Gemeinschaften der indigenen Völker genauso kompatibel mit den Ansprüchen der Individuen auf Freiheit und Würde werden wie die modernen Kollektivrechte auf Entwicklung und Fortschritt. Dies ist ein schwieriger Prozeß, auf den sich einzulassen freilich unerlässlich ist.

*II. Ethnogenese und Geschichte* — Mit Ethnogenese bezeichnen die Ethnologen jenen Prozeß, in dem sich relativ stabile ethnisch-kulturelle Einheiten herausbilden.<sup>8</sup> Die Kulturraumforschung der Volkskunde und Sprachwissenschaft hat sich in den zwanziger Jahren auf dann weitgehend vergessene und von den Nationalsozialisten bewußt vernachlässigte Weise mit dem Thema beschäftigt: Von der Suche nach dem National- oder Stammescharakter als vorgegebener statischer Größe sich verabschiedend, hat sie die Prozessualität entsprechender Erscheinungen erkannt. *Franz Steinbach*<sup>9</sup> schreibt zu den »als deutsche Stämme bezeichneten Einheiten«, ausgehend von der Sprach- und Dialekt-Ebene:

»Unter der Lupe exakter Wissenschaft hatten sich die Dialektgrenzen schon lange in sehr bewegliche Wort- und Lautlinien aufgelöst. Das bedeutete nichts besonderes, wenigstens für die Historiker, solange die Erklärung dafür in autonomen Sprachgesetzen gefunden wurde. Erst als die Dialektgeographie einwandfrei dargetan hatte, daß die sprachliche Entwicklung abhängig ist von der Geschichte des Landes, daß die Sprache von den politischen, kirchlichen, wirtschaftlichen Schicksalen der Sprecher beeinflußt wird, mußte der Historiker aufhorchen.«<sup>10</sup>

Die »Stämme«, auf deren Kontinuität die völkischen Historiker so großen Wert legten, verflüchtigten sich zu historischen Gebilden, zu »rassische[n] und kulturelle[n] Einheiten, die aus Lebensgemeinschaften durch politischen Zusammenschluß sich entwickelt haben«<sup>11</sup> und damit nichts mehr mit biologischen Rassen zu tun haben. Die Stämme sind »ihrem ganzen Inhalte und ihrer Form nach eine Schöpfung der politischen Verbände und nicht irgendwelcher mystischer Bluts-, Kult- und Lebensgemeinschaften«. <sup>12</sup> Damit sind sie auch wandlungsfähig.

»Kulturzentren, Lebensräume und Verkehrsströme späterer Zeit ersetzen schon heute mit Sicherheit für viele Erscheinungen des Sprachbildes der Gegenwart die Wanderungen und Siedlungen germanischer Stämme. Wo bisher durch gewaltsame Völkerverschiebungen einer dunklen Geschichtsperiode hergestellte Zustände vermutet wurden, sehen wir nun Wachstum und Bewegung bis in die Gegenwart.«<sup>13</sup>

Die Grenzen von Machtbezirken, später von Kirchen- und Staatsverwaltung sowie die Verkehrsströme werden so von der historischen Kulturraumforschung als Faktoren der Ethnogenese gewichtet. Die materialistische und marxistische Forschung fragt vertiefend nach sozialökonomischen Ursachen für die Entstehung von Ethnizität<sup>14</sup> und kann dann z.B. sozial- und kulturökologische Nischen beschreiben oder die Neugewichtung ethnischer Differenz aus dem Zerfall von politökonomischen Strukturen ableiten.<sup>15</sup> Die hermeneutischen Traditionen und kognitiven Ethnologen kümmern sich weniger um die Benennung von *Ursachen* als vielmehr in der Tradition von *Ernst Cassirer* um die Existenz der *Differenz* von Symbolwelten und betrachten Kultur primär als Unterscheidung zu anderen. Entsprechend suchen bzw. finden sie Kulturphysiognomien und Mentalitäten, aber nur schwer eine Erklärung dafür, weshalb aus dieser Differenz das eine Mal Konflikte entstehen, das andere Mal nicht.

Beide Ansätze müssen nicht statisch interpretiert werden: Im Falle der materialistischen Theorie ist die Entwicklung *dynamisch*, aber nicht *willkürlich* (weil die Rahmenbedingungen sich ändern, aber strukturelle Grenzen nicht außer acht gelassen werden können), im Falle der hermeneutischen Theorien werden die Unterschiede willkürlich *gesetzt*, reagieren aber dynamisch auf die Rahmenbedingungen und ihre Veränderungen (»Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte ...«).

Was die Kulturraumforschung im europäischen Mittelalter als Herausbildung kultureller Einheiten aus Lebensgemeinschaften und politischen Zusammenschlüssen beobachtet hat, kann der Ethnologe *Georg Elwert* im heutigen Afrika belegen. Nicht die ethno-nationalistische Rhetorik, sondern die Entstehung von »Gewaltmärkten« in »gewaltoffenen Räumen« sind verantwortlich für die heute beobachtbaren kriegerischen Rückfälle des

»zivilisatorischen Prozesses« in die »ethnischen Kriege«: »Rational nachvollziehbares ökonomisches Handeln bestimmt die langfristig stabilen Grundmuster dieser Gewaltmärkte.«<sup>16</sup>

Wenn das staatliche Gewaltmonopol, mit dessen Hilfe eine gesellschaftsübergreifende Sanktionsmacht eine friedliche Beilegung von Konflikten zwischen rivalisierenden Gruppen erzwingen könnte, nicht mehr existiert, dann entstehen ähnlich wie im europäischen Mittelalter Zonen der Unsicherheit. Ungestörtes Leben mit »gewaltfreien Märkten« ist nur unter dem Schutz von militärischen Führern möglich; gesicherter Handel in geschützten Märkten und Städten war eine Voraussetzung für die Staatenbildung in der Frühneuzeit. Bedingung für den Schutz sind heute in den Zonen der Unsicherheit für die Seßhaften Abgaben und für die mobilen oder in Bewegung gebrachten Menschen Gefolgschaftstreue mit der Bereitschaft zum kriegerischen Einsatz. Auf der Grundlage von Beutewirtschaft erfüllen die *warlords* der »Gewaltmärkte« für ihre Klientel rudimentäre Ordnungsfunktionen. Sie sind aber nicht einmal wie die frühmittelalterlichen Machtzellen des Rittertums durch eine zivilisierende Ideologie, einen Ehrenkodex oder eine Religion gebunden und untereinander *verbunden*. Eine völlig deregulierte Marktwirtschaft gleitet leicht in den »Gewaltmarkt«. Zu meinen, zu solcher »Gewaltbereitschaft bedürfe es besonderer kultureller Wurzeln«, besteht kein Anlaß: Sie kann überall entstehen, auch in Europa.<sup>17</sup>

*III. Der Normalfall der kulturellen Vielfalt* — ›Die anderen‹ sind als Nachbarn immer präsent. In der Sprache werden sie oft genug als ›Nicht-Menschen‹ herabgestuft, weil der Begriff ›Mensch‹ für die Angehörigen der eigenen Gruppe reserviert bleibt – so jedenfalls interpretieren manche Anthropologen den linguistischen Befund. Aber dennoch sind sie permanent notwendige Partner, und sei es nur für die ritualisierte Kopffjagd. Das Zusammenleben und Aufeinandereinwirken verschiedener ethnisch-kultureller Gemeinschaften in einem Territorium ist nicht die Ausnahme, sondern, historisch gesehen, eher der Normalfall. Ungewöhnlich (und nicht nur eher langweilig) sind ethnisch oder kulturell homogene Gebilde.

Klassisches hochkulturelles Beispiel gelebter Multikulturalität war das spätmittelalterliche Spanien – auch der deutsche Sozialdemokrat der Jahrhundertwende *August Bebel* hat es entsprechend gewürdigt.<sup>18</sup> Der spanische Schriftsteller *Juan Goytisolo* hat mit folgenden Worten versucht, die lebendige positive Geschichte der Multikulturalität seiner Heimat zu beschreiben:

»Die Geschichte lehrt, daß es kein innerlich reines nationales oder kulturelles Wesen gibt. Das Mosaik der Länder, die heute den europäischen Raum bilden, ist im Laufe der Jahrhunderte durch den befruchtenden Schock entgegengesetzter Einflüsse, aus Kreuzung, Vermischung, Kontrast und Wettstreit entstanden. Diese Dimension von Vielfalt ist zugleich der Spiegel,

durch den wir uns sehen – und ein unersetzliches Stimulans. Je lebendiger eine Kultur ist, desto offener ist sie auch, und desto gefräßiger wird sie sich andere Kulturen einverleiben. Ich möchte sogar sagen, daß eine Kultur immer nur die Gesamtsumme der Mischungen und Einflüsse bildet, durch die sie gegangen ist.«<sup>19</sup>

Auch viele europäische nicht-hochkulturelle Beispiele gelebter Alltags-Multikulturalität kennen wir. Die Forschungen zur Interethnik von *Ingeborg Weber-Kellermann* und *Annemie Schenk* z.B. haben sie beschrieben.<sup>20</sup>

Ethnische Gruppen werden dabei verstanden als »ein offenes System kultureller Überlieferungen und sozialer Handlungen.«<sup>21</sup> Es sind Gruppen, die selbst entscheiden konnten, was für sie eine »gelungene Integration« ist, und die als dynamische Bestandteile eines interkulturellen Gewebes ihren Beitrag zur Entwicklung der mit anderen geteilten Heimat leisteten, ohne zu einer Anpassung an eine herrschaftlich (d.h. von solchen Gruppen, die eine Hegemonie beanspruchten) definierte Leitkultur gezwungen gewesen zu sein (entsprechende Zwänge zeugen immer auch von geringem Vertrauen in die Stabilität und Fähigkeiten der eigenen Kultur). Im Falle des von Annemie Schenk untersuchten sächsisch-rumänischen Dorfes war es der gemeinsame Weg beider ethnischer Gruppen in die Industriegesellschaft, der zwar die ethnische Trennung der Hauswirtschaftsfamilien weitgehend aufrechterhielt und keine Heiraten zwischen den Gruppen duldete, aber Adaptionen von Kulturelementen z.B. im Wohnen nicht ausschloß und keine prinzipielle ethnische Trennung beobachten läßt:

»Familienorganisation sowie Wohnen und Wohnverhalten stellen sich bei Sachsen und Rumänen strukturell gleich dar. Prinzipielle ethnische Unterscheidungen lassen sich an diesen Phänomenen, die zudem in größere europäische Zusammenhänge einzuordnen sind, nicht treffen. Wohl aber treten in Einzelzügen wie im Verlauf von Bräuchen bei Hochzeit und Tod, der Ausstattung der Räume stilistische und dekorative Eigenheiten in Erscheinung, die gruppenspezifisch sind. Sie fungieren als Zeichen, die der Identifikation der Gruppe dienen. Trotz der Strukturgleichheit der beiden Ethnien und des täglichen Umgangs miteinander sind ihre Gruppenbeziehungen durch Distanz geprägt.«<sup>22</sup>

Von der interethnischen Forschung benannt und – im Gegensatz zu älteren Interpretationen – betont wird die Prägung durch das neue Umfeld der deutschsprachigen Siedler, die im 18. Jahrhundert im Zuge der merkantilistischen habsburgischen *Peuplierungspolitik* durch Werber gewonnen, die bevölkerungsarmen pannonischen Ebenen besiedeln und so das den Türken abgewonnene Land sichern helfen sollten.<sup>23</sup>

Der Erfolg der deutschen Siedler wird von Annemie Schenk weniger auf ›angeborenen Fleiß‹ oder andere einst unterstellte nationale Eigenschaften zurückgeführt, als vielmehr auf die günstigen Voraussetzungen des Kolonialmilieus. Stattgefunden hat ein ethnischer Prozeß, bestehend u.a. aus einem Sprachausgleich der deutschen Mundarten bei verbreiteter Mehrsprachigkeit, der Übernahme von Kulturelementen der anderen Siedler und der Herausbildung eines neuen ›donauschwäbischen Lebensstils‹. Ähnliches geschah dann wieder, als in den Gebieten, aus denen die Donauschwaben vertrieben wurden, Menschen aus den Armutsgewässern Ungarns, Rumäniens und Jugoslawiens angesiedelt wurden.<sup>24</sup>

Solche beliebig vermehrbaren Beispiele<sup>25</sup> für gelebte Multikulturalität und für Lebenspraxen produktiver interkultureller Kommunikation zeigen: Die Menschen *können* unter günstigen Bedingungen auch bei ethnisch-kulturellen Unterschieden harmonisch miteinander leben, und zwar auch in überdauernden Lebensformen mit unterschiedlichen parallelen, sich gegenseitig durchdringenden, wirtschaftlich und personell vernetzten Kulturen.

Alltagskonflikte, wie sie überall zwischen Menschen vorkommen, sind im Rahmen solcher ethnischer Pluralität genauso wenig beseitigt wie in stark geschichteten Gesellschaften – aber ethnisch-kulturelle Unterschiede sind kein Anlaß für die nicht erst seit heute für alle Beteiligten letztlich tödlichen *großen* Konflikte. Feindbilder müssen nicht national oder ethnisch sein. Entscheidend für das Aufbrechen von gewaltförmigen Konflikten ist, ob die Menschen die gemeinschaftlichen Institutionen akzeptieren und ob es genügend Institutionen zur Konfliktregulierung gibt oder nicht.

Es ist keinesfalls ausgemacht, daß ethnisch gemischte Gesellschaften instabiler sind als relativ homogene – Kristallisationskerne für Konfliktpotential gab und gibt es auch aufgrund von religiösen, sozialen oder anderen Unterschieden. Über den ethnischen Konflikten der Gegenwart sollten wir die Klassenkämpfe in den ethnisch-kulturellen ›homogenen‹ Nationalstaaten nicht vergessen. Von der Mitte des 19. bis weit ins 20. Jahrhundert hinein hatten innere gewaltförmig ausgetragene Konflikte meistens soziale Ursachen.

*Ulla-Maija Peltonen* aus Finnland erinnert daran, wie brutal soziale Kämpfe sein können: Der finnische Bürgerkrieg nach 1918 und die Verfolgungen im Anschluß an diesen für die Linke verlorenen Kampf bedeuteten 8.400 Opfer des Weißen Terrors auf der Seite der Arbeiter (gegen 1.650 Tote der Weißen); 12.500 ›Rote‹ starben noch in Lagern, darunter viele Frauen; etwa 10.000 Flüchtlinge verließen das Land. Zeitweise waren 2,5% der Bevölkerung in Lagern interniert.<sup>26</sup> Voraussetzung für Konfliktvermeidung und -lösung sind freilich neben der Akzeptanz des Gemeinschaftsgebildes ein aufrechterhaltenes staatliches Gewaltmonopol und Rechtsstaatlichkeit. Wo diese – aus welchen Gründen auch immer – zerfallen, da tritt die Rückbesinnung auf die »Bindekraft kleiner Gemeinschaften«, auf Ethnos, Religion, Stamm oder Familie in den Vordergrund.

IV. *Die Instrumentalisierung der kulturellen Vielfalt* — Ethnisch-rassistisch-religiöse Konflikte resultieren nicht aus der »Natur« des Menschen, sondern sind Produkt von Strukturen und von Geschichte. Zwar sind die Menschen immer zu Aggressivität und Fremdenfeindlichkeit fähig, aber üblicherweise existieren auch Eigenschaften wie Neugierde, Mitleid und Liebe, die als Gegenspieler wirken und unter günstigen Bedingungen mit entsprechenden Institutionen für Stabilität und Frieden sorgen.

Völker, Nationen, Kulturen oder Ethnien müssen – das konnte gezeigt werden – nicht als Vorgegebenheiten betrachtet werden, sondern können als Ergebnisse von historischen Prozessen verstanden werden. All diese dynamischen kulturellen Gebilde sind keine Kollektivindividuen und keine Subjekte. Wenn sie – von wem und zu welchen Zwecken auch immer – dazu gemacht werden, leiden darunter die Rechte der Individuen. Nicht kollektive Individualitäten, sondern immer sind es allein individuelle Personen, die handeln, ertragen, zustimmen, dulden, verweigern oder abwehren – sie brauchen dafür ein subjektives Motiv. Gewiß handeln sie in ihren sozialkulturellen Zusammenhängen und unter dem Einfluß ihrer Sozialisation oder Enkulturation. Und wenn viele gemeinsam vergleichbar reagieren, dann entsteht der Eindruck eines handelnden Kollektivs. Aber dieses Kollektiv kann jederzeit wieder auseinanderfallen, wenn die Individuen keinen Grund mehr zur Aufrechterhaltung der Bindung sehen. Insofern ist die Gruppe (Ethnie, Kultur, Nation) immer ein *Konstrukt*, kein biologisch oder sonstwie substantielles oder essentielles Gebilde (und ähnlich wäre *Identität* zu dynamisieren).<sup>27</sup>

Mit Pathos betonen einige, die innere Einheit von Nationen oder Kulturen existiere »nicht mehr«. Leicht wird vergessen, daß sie ja noch nie wirklich existierte, sondern nur eine Wunschvorstellung der Propagandisten des bürgerlichen Nationalstaates war. Kultur diente in den Nationalstaaten der internen Integration und der Herrschaftssicherung bei der Herausbildung von kräftigen einzelstaatlichen Märkten, die dann in blutigen Kriegen um die Vorherrschaft rangen. »Es ist der Nationalismus, der die Nationen hervorbringt«, und nicht umgekehrt.<sup>28</sup> »Homogenisierung« wird und wurde als erzwungene Zentralisierung und Modernisierung oft genug mit Gewalt betrieben. Die Abkehr von der Wunschvorstellung der kulturellen Homogenität und von der Vorstellung des *nation building* durch kulturelle Homogenisierung würde daher die Chancen für friedliches Zusammenleben in vielen Teilen der Welt eindeutig verbessern.

Kultur erscheint auch heute in der Politik vielfach nur unter dem Aspekt der Instrumentalisierung. Wie die europäischen Nationalstaaten die kulturelle Homogenität der Bevölkerung auf ihrem Territorium als Voraussetzung für den erfolgreichen nationalen Markt betrachteten, so versichert sich heute die ökonomische Dynamik der »Wettbewerbsstaaten« der Hilfstruppen kultureller Werte und Prägungen zum eigenen Vorteil.

In Konflikt- und Krisensituationen brechen dann die Fronten gern an den ethnischen, sprachlich-kulturellen oder religiösen Bruchlinien auf. Dies gilt vor allem dann, wenn die Unterschiede für andere Zwecke instrumentalisiert werden. Es gilt auch, wenn die staatliche Zentralgewalt keinen sozialen Ausgleich mehr zu leisten vermag und wenn das staatliche Gewaltmonopol zerbricht, oder wenn Gruppen mit extrem unterschiedlicher Privilegienverteilung zusammen leben. Wenn im Inneren der Staaten eine dominierende Gruppe in einem ›internen Kolonialismus‹ alle anderen – seien es Minderheiten oder sogar Mehrheiten – benachteiligt, wächst die Gefahr von Konflikten. Das Prinzip ›Gerechtigkeit‹ ist als wechselseitig akzeptierte Ordnung im Inneren wie im Äußeren von Bedeutung: Nur eine mehrheitlich als relativ gerecht empfundene Ordnung hat Stabilität. Akzeptierte Legitimität, Sanktionsfähigkeit, die Autorität von Streitschlichtungsinstanzen spielen eine bedeutende Rolle für die »Beherrschung oder Hegung des Krieges«.<sup>29</sup>

V. *Ressource Vielfalt* — Kulturelle Vielfalt kann als Ressource empfunden werden,

- weil der beispielhaft praktizierte und gelebte Umgang mit ihr im Nahbereich Toleranzfähigkeit auch nach außen fördern kann und damit die Schwelle gewaltförmiger Konflikte senken kann, ferner
- weil jede Kultur mit ihrer Lebensweise einen spezifischen Umgang mit Naturressourcen repräsentiert und die lokalen Lebensgemeinschaften bessere Chancen für nachhaltiges ökologisches Wirtschaften haben als andere, und
- weil die Anerkennung der sozialkulturellen Vielfalt *empowerment* und Ermutigung für ein Leben in eigener Würde und Selbstverantwortung bedeutet und damit die Elastizität von Gesellschaften vergrößert, und schließlich
- weil sie das Bekenntnis zur eigenen Besonderheit ermutigt und damit den Wettlauf um materielle Ressourcen relativieren kann, weil so nicht mehr alle nur noch immer mehr vom gleichen wollen.

Thematisiert wird dies alles jüngst im Bericht der »Weltkommission für Kultur und Entwicklung« (WCCD). Wir lesen dort:

»Entwicklung ... konnte nicht länger als ein einziger, überall gleicher und linearer Weg gelten, denn ein solches Modell müßte unvermeidlich die Faktoren kulturelle Vielfalt und kulturelles Experiment ausschalten und so das kreative Potential der Menschheit mit Blick auf das Erbe der Vergangenheit und die Unwägbarkeiten der Zukunft auf gefährliche Weise begrenzen.«

Das schreibt *Javier Pérez de Cuéllar* im Vorwort zu dem Bericht *Our Creative Diversity* der Weltkommission für Kultur und Entwicklung.<sup>30</sup>

Gestützt auf den kulturwissenschaftlichen Sachverstand vieler Beiträger wird im Pérez de Cuéllar-Bericht der Kultur insgesamt ein ganz neuer Stellenwert zugeschrieben. Zunächst werden kulturelle Faktoren im Zusammenhang mit »Entwicklung« neu gewichtet: Sie werden nicht mehr nur berücksichtigt, weil in ihnen Hemmnisse oder Hilfsmittel für eine materiell oder ökonomisch definierte Entwicklung gesehen werden. Mit ihren unterschiedlichen Kulturen haben die Menschen im Verlauf der Geschichte jeweils spezifische Nischen der Lebenswelt besetzt, die nur oder am besten mit dieser jeweiligen Kultur und Lebensweise ausgefüllt werden können, bei anderer Lebensweise dagegen zerstört würden. Und dieses kreative Potential wird den Menschen angesichts der (nicht nur ökonomischen) »Unwägbarkeiten der Zukunft« unentbehrlich sein: Kultur schafft Elastizität, weil sie auch ein *anständiges Leben* unter ganz anderen Bedingungen vorstellbar macht.

Kultur wird dabei als das System der Werte und Standards verstanden, anhand derer sich menschliche Gemeinschaften voneinander unterscheiden und worin sie die zentralen Elemente ihrer Lebensweise sehen. Die wahre Leistung einer Kultur, betont *Claude Lévi-Strauss* in seinem Beitrag für den Bericht, »besteht nicht in der Liste der Erfindungen, die von ihr gemacht wurden, sondern in ihrem Unterschied zu den anderen«.

Ein solches Kulturverständnis entspricht den oben skizzierten Vorstellungen der Anthropologen, für die Individualität nur im Rahmen und in den Ausdrucksformen einer Kultur entwickelt werden kann.<sup>31</sup>

Kritiker werden vermerken, daß der Bericht die kulturelle Vielfalt mit der Artenvielfalt vergleicht: Daß *Biodiversität* nur deswegen beachtet werde, weil in ihr ökonomische Ressourcen vermutet würden, das war ja der Vorwurf bei der Diskussion um sie. Aber Kultur wird in dem Bericht auch nicht nur als eine ökonomisch nutzbare Ressource betrachtet. Sie wird vielmehr Inhalt und Ziel (*»end and aim«*) von Entwicklung.

Das ist ein faszinierender Gedanke: Mit einem solchen Verständnis des Zusammenhanges von Kultur und Entwicklung müssen nicht mehr alle nach *immer mehr vom gleichen* streben wie in den gängigen Vorstellungen, bei denen eine ›Entwicklungshilfe‹ den Fußkranken der Weltgeschichte hilft, allmählich auf das gleiche Niveau zu kommen wie die ›Entwickelten‹ (wobei immer großzügig übersehen wurde, daß ja der Abstand zwischen armen und reichen Regionen auch dabei nicht geringer wird, sondern allenfalls gleich bleibt, de facto aber in der jüngsten Vergangenheit größer geworden ist).

Wenn die je eigene Kultur Inhalt und Ziel von Entwicklung ist, dann können in jeder Gesellschaft selbst die Standards des *guten und richtigen Lebens* und des *Lebens in eigener Würde* definiert werden. Ziele und Inhalte solcher Entwicklung, so die Prämisse, werden unter Mitwirkung der Menschen definiert, also in einem demokratischen Prozeß und nicht im Rahmen einer Entwicklung von oben oder einer Zwangsmodernisierung. Damit wird die Bedürfnisentwicklung mit ihrer Dynamik eingebettet in einen kulturellen

Kontext, innerhalb dessen auch jede Gesellschaft (unsere eingeschlossen) ihr sozialkulturelles Potential zu jener *Selbstbegrenzung* demokratisch selbst entwickeln kann, die für Nachhaltigkeit unverzichtbar ist.

Weder Erziehungsdiktaturen noch Zwangsmodernisierung, weder Wachstumsexzesse noch Öko-Imperialismus können eine Zukunftsperspektive bieten. Nur ein globales Webmuster von Zivilgesellschaften und Kulturen, die der Selbstbegrenzung fähig sind und sich wechselseitig akzeptieren, kann Zukunft gewinnen helfen. Dafür brauchen wir kulturelle Muster, die zu recht kommen mit der Dialektik von Vielfalt und Einheit oder von kulturellem Relativismus und Universalismus. Nicht mit Technik oder Ökonomie, nicht mit politischen oder administrativen Techniken, sondern nur mit entsprechenden kulturellen Mustern wird Zukunft gestaltbar. Es geht um eine Gesellschaft, in der alle einen Platz haben, ohne einer universalistischen Ethik oder Rezepten für eine alleinseligmachende Religion oder Gesellschaft unterworfen zu sein.

Es bleiben offene Probleme: Es wäre den um die Privilegien ihres Reichtums fürchtenden Angehörigen der Industriegesellschaften sicher eine Beruhigung, wenn andere mit kulturellem Stolz auf der eigenen, anderen, weniger ressourcenaufwendigen Lebensweise beharren würden. Daraus entstünde dann eine »globale Ständegesellschaft« nicht nur der unterschiedlichen Geschwindigkeiten auf dem Weg zum gleichen Ziel, sondern auch mit auf absehbare Zeit unterschiedlichen kulturellen und materiellen Niveaus.

Der Bericht macht auf eine zentrale Voraussetzung eines solchen Modells aufmerksam: Entwicklung unter Einschluß von materiellem Wachstum ist für viele Gesellschaften nichts, wofür oder wogegen man sich frei entscheiden könnte. Angesichts von Bevölkerungswachstum und anderen offenen Problemen gilt für die armen Länder: »Entwicklung kann man nicht wählen, sie ist eine Notwendigkeit.« Angedeutet wird, daß erst oberhalb eines Mindeststandards der Befriedigung von Grundbedürfnissen an die Akzeptanz materiell unterschiedlicher Entwicklungsbahnen gedacht werden kann. Niemandem wird damit das Recht auf ein Leben in gesicherten materiellen Standards bestritten, aber es gibt Spielräume: »Wir wissen, daß Armut auch auf recht niedrigen Einkommensniveaus beseitigt werden kann und daß hohe Durchschnittseinkommen keine Garantie gegen weitverbreitetes Elend sind.« Wohlbefinden und materieller Wohlstand sind nicht gekoppelt.

Nicht legitimiert ist mit solchen Prinzipien freilich die exzessive Dynamik der Konsumgesellschaft des reichen Nordens. Sie steht dabei genauso zur Debatte wie die offensive Invasion der Märkte des Südens durch Marketing für Alltagskonsumgüter. Den Konsum als angebliche Selbstverwirklichung *trendy* zu feiern, das ist mit den Vorstellungen des WCCD-Berichtes nicht vereinbar – was nicht bedeutet, den lustvollen Genuß des eigenen Lebens durch Askese zu ersetzen: Lebensqualität ist auch in anderen Sphären als denen des ressourcenaufwendigen Konsums zu finden.

VI. *Der Umgang mit Vielfalt* – Aufgrund der Sozialisation und Internalisierung der eigenen Normen kann jedes Individuum in jeder Kultur davon überzeugt sein, daß die Lebensweise seiner eigenen Kultur die am meisten wünschenswerte ist. Mit dem Dilemma, daß auf diese Weise unterschiedlichste Lebensweisen, Kulturen und Religionen jeweils mit Universalitätsanspruch auftreten, müssen die Menschen zurechtkommen. Die Anerkennung des Rechtes auf Anderssein als individuelles und kollektives Menschenrecht ist an den Verzicht auf Missionarismus gebunden. Das verlangt nicht den Verzicht auf die eigenen Überzeugungen, nicht einmal den auf das Werben für sie, wohl aber fordert es die Abkehr von dem Versuch, andere wegen ihrer Überzeugungen zu diskriminieren. Auch kann es nicht hingenommen werden, wenn Menschen oder Gruppen ihnen fremde Kulturpraxen aufgezwungen oder aufgedrängt werden.

Muster des *praktizierten* Umganges mit Vielfalt vermögen die Friedensfähigkeit zu verbessern – nicht in einem Automatismus, sondern im Rahmen einer stabilen und akzeptierten Ordnung mit einem entsprechenden System von Werten. Bei unterschiedlichen kulturellen Prioritäten in unterschiedlichen Gesellschaften ist kein Kompromiß möglich, sondern nur die wechselseitige Anerkennung der Differenz sowie die Einigung auf Vorgehensweisen (Prozeduralitäten). So etwas kann eingeübt werden. Die Gespräche zwischen Offenbarungsreligionen und diejenigen zwischen unterschiedlichen Bekenntnissen innerhalb solcher, bei denen es immer um ein Miteinander bei prinzipiell unterschiedlichen Annahmen und Überzeugungen geht, sind Beispiele dafür.

Für den Umgang der verschiedenen Kulturen miteinander kann programmatisch gelten: Solange eine Gruppe nicht Zukunft und inneren oder äußeren Frieden gefährdet, darf keine nationale oder internationale Institution oder sonst jemand sich anmaßen, in die Souveränität der Lebensverhältnisse von *solchen* Gruppen einzugreifen, deren Mitglieder die Ordnung der Gruppe akzeptieren. Aber umgekehrt darf auch keine Gruppe ein erwachsenes Individuum gegen seinen Willen für sich oder für ihre Werte reklamieren.

Jede Kultur, jede Gruppe hat nicht nur das *Recht*, sich zukunftsfähig zu entwickeln, sondern ihr wird auch prinzipiell die *Fähigkeit* zugestanden, sich zu entwickeln und zu verändern. Sie ist dazu in der Lage aufgrund äußerer Anregungen und innerer Veränderungspotentiale. Alle Gruppen und Völker tragen mit ihrer eigenen schöpferischen Kraft zum Fortschritt der Zivilisationen und Kulturen bei, die in ihrer Vielzahl und als Ergebnis ihrer gegenseitigen Durchdringung nicht nur das gemeinsame Erbe der Menschheit darstellen, sondern auch das Versprechen für eine lebenswerte Zukunft enthalten.

Wenn es innerhalb eines Staates oder einer Gesellschaft zum öffentlich sanktionierten Standard gehört, Anderssein auch dann zu tolerieren, wenn es eigenen Überzeugungen widerspricht, dann wächst die Chance für die Akzeptanz einer entsprechenden Politik auch im Äußeren. Vielfalt unter dem Mantel eines übergreifenden Werte-Konsenses zu akzeptieren, ist eine bequeme

Selbstverständlichkeit. Die eigentlich schwierige Aufgabe für die aktuellen internationalen Beziehungen besteht dort, wo (noch) keine *cross-cultural values* vorhanden sind. Dieser Dialog auch mit denen, die sich ihm verweigern, ist gerade dann notwendig, wenn sich in Staaten und Kulturräumen innere Spannungen in destabilisierenden Konflikten zu entladen drohen. Dadurch, daß man sich auf das Gespräch einläßt, werden erste Ansätze zunächst für kulturübergreifende Prozeduralitäten und schließlich für gemeinsame Werte geschaffen, auf denen – als *Wandel durch Annäherung* – dann weiter aufgebaut werden kann.

Der Dialog der Kulturen muß heute in vielen Aspekten *ergebnisoffen* bleiben: Grundlegende Unterschiede resultieren nicht nur aus verschiedenen Traditionen oder historischen Zufällen, sondern auch aus der Krise der Moderne, die längst nicht mehr für alle Probleme Lösungen bereithält. Die Aufwertung der Vielfalt in den gegenwärtigen internationalen Prozessen ist nicht zuletzt Ausdruck der materiellen Krise der Moderne, deren Wohlstandsmodell in der ökologischen Krise als nicht weltweit übertragbar erkennbar wird.

Die Notwendigkeit der wechselseitigen Anerkennung des Andersseins resultiert auch aus der Einsicht in die gemeinsame globale Verantwortung und ist die Voraussetzung dafür, ihr gerecht zu werden. Wenn nicht alle genauso viele Ressourcen verbrauchen können wie die Bewohner der Industriestaaten, aber alle ein Recht auf ein Leben in Würde und Wohlbefinden haben, dann müssen auf absehbare Zeit unterschiedliche Lebensweisen auf vergleichbare Weise diesem Anspruch gerecht werden können. Ein angemessener Umgang mit globalen Problemen darf nicht davon abhängen, daß die gesamte Menschheit katholisch, islamisch, hinduistisch oder laizistisch geworden ist.<sup>32</sup>

All dies zusammengenommen gilt somit: Kulturelle Vielfalt ist keine Gefährdung der Friedensfähigkeit, sondern eine Chance für sie. Wenn Staaten und regionale Einheiten sich zunehmend unter Berufung auf Kultur, Religion und Tradition definieren, dann ist Kulturdialog als Begleitung der Bemühungen um Zukunftsfähigkeit und Frieden zwischen den Staaten wichtiger geworden. Dieser Dialog über Zukunft und Zusammenarbeit kann und muß heute geführt werden in Anerkennung des wechselseitigen aufgeklärten Eigeninteresses: Die Staaten wissen, daß keiner von ihnen Sicherheit und Zukunft für seine Bürger ohne Bezug zu den anderen gewährleisten kann.

- 
- 1 Our Creative Diversity. Report of the World Commission on Culture and Development. UNESCO-Publishing, Paris 1995 / 1996. (Pérez de Cuéllar-Report). Zitiert nach der deutschen Fassung: Unsere kreative Vielfalt. Bericht der Weltkommission Kultur und Entwicklung (Kurzfassung). Deutsche UNESCO-Kommission, 2. erw. Aufl. 1997.
  - 2 Friedrich Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen (1794). Zit. nach Friedrich Schiller: Gedichte, Prosa. Hg. von Benno von Wiese. Frankfurt a.M. 1961, S. 481–576.
  - 3 Erwin Orywal: Krieg als Konfliktaustragungsstrategie. Zur Plausibilität von Kriegsursachentheorien aus kognitionsethnologischer Sicht. In: Zeitschrift für Ethnologie, 121 (1996), S. 1–48 (eine Diskussion dazu S. 49–99), S. 34.
  - 4 Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Frankfurt a.M. 1983, S. 65.

- 5 Eric J. Hobsbawm: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt a.M. / New York 1990, S. 7.
- 6 Vgl. Statement on Human Rights. *American Anthropologist*, Vol. 49 / 1947, S. 539–543. Deutsch in: Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie 9 / 1994, S. 2–6. Vgl. auch Dieter Kramer: Von der Notwendigkeit der Kulturwissenschaften. Marburg 1997.
- 7 Mario Erdheim: Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität. In: Mechtild M. Jansen / Ulrike Prokop (Hg.): *Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit*. Basel, Frankfurt a.M. 1993, S. 163–182, S. 181.
- 8 Julian V. Bromlej: *Ethnos und Ethnographie*. Berlin (DDR) 1977, russische Ausgabe 1973.
- 9 Franz Steinbach: *Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte* (Jena 1926). 2. Aufl. Darmstadt 1962.
- 10 Ebd. S. 5.
- 11 Ebd. S. 2.
- 12 Ebd. S. 3.
- 13 Ebd. S. 6.
- 14 Vgl. Bromlej (Anm. 8).
- 15 Robert Kurz: One World und jüngster Nationalismus. In: *Frankfurter Rundschau* (D-Ausg.) vom 4. Januar 1992, ZB 3.
- 16 Georg Elwert: Nicht ethnische sondern ökonomische Konflikte stehen hinter Kriegen. In: *Frankfurter Rundschau* vom 30. Juni 1996. [Auch in Wolf Dombrowski (Hg.): *Festschrift für Lars Clausen*. Opladen 1996]. Ferner Georg Elwert: Wie ethnisch sind Bürgerkriege? Der Irrglaube, daß Bürgerkriege kulturelle Wurzeln haben. In: *Entwicklung und Zusammenarbeit*, 39 (1998), H. 10, S. 265–267. Vgl. auch Volker Matthies: Kriege in der Dritten Welt. In: Dieter Nohlen / Franz Nuscheler (Hg.): *Handbuch der Dritten Welt*, Bd. 1, 3. Aufl. Bonn 1993, S. 359–373.
- 17 Elwert (Anm. 16).
- 18 August Bebel: *Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode*. 2. Aufl. Stuttgart 1989.
- 19 Juan Goytisolo, *Kultur ist gefräßig*. In: *Die Tageszeitung* vom 8. Nov. 1991, S. 16.
- 20 Vgl. z.B.: *Interethnik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats*. Marburg 1973.
- 21 Ingeborg Weber-Kellermann: *Zur Einführung*. In Annemie Schenk: *Familie und Wohnen in Stolzenburg*. Wien 1984 (=Studia Transsylvanica; Bd. 10), S. VIII.
- 22 Schenk (Anm. 21) S. 303.
- 23 Annemie Schenk: *Die Fremde als neuer Lebensraum. Donauschwaben im Spannungsfeld von Anpassung und Beharrung*. In: *Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden*. Bd. 1, Frankfurt a.M. 1988 (=Notizen 28.1), S. 145–155.
- 24 Ebd. S. 153f.
- 25 Vgl. z.B. Ueli Gyr: *Welschlandaufenthalte 87: Kontakte und Verhaltensmuster im interkulturellen Alltag*. Basel 1991 (=Nationales Forschungsprogramm 21), oder Helmut P. Fielhauer: *Kinder-Wechsel und Böhmisches-Lernen*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, NF XXXII / 1978, 115–148.
- 26 *Workers' narrative Tradition in Finland after 1918*. In: Flemming Hemmersam (Ed.): »To Work, to Life or to Death«. *Studies in working class lore. Society for Research in the History of the Labor Movement in Denmark*. Publication series no. 37. Copenhagen 1996, S. 160–195, 165.
- 27 *Zur ethnologischen Konfliktforschung* vgl. Orywal (Anm. 3).
- 28 Ernest Gellner: *Nationalismus und Moderne*. Berlin 1991, S. 87.
- 29 Orywal (Anm. 3), S. 28f., S. 70f.
- 30 Vgl. Anm. 1.
- 31 Vgl. Anm. 6.
- 32 Vgl. auch Hilmar Hoffmann / Dieter Kramer: *Anderssein, ein Menschenrecht*. Weinheim 1995.